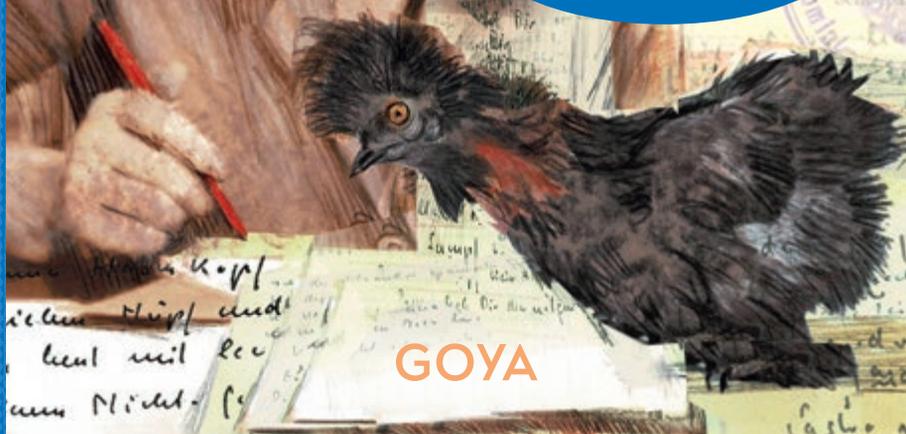


Hilde Domin Antillen geschichten

Leseprobe



GOYA

Hilde Domin
Antillengeschichten

Eine Art zu lesen
Eine Art zu fliegen

GOYA

Das Buch

In acht frühen Erzählungen schildert Hilde Domin ihre Erfahrungen im karibischen Exil, in das sie vor den Nationalsozialisten floh. Sie handeln von alltäglichen, oft unerhörten Begebenheiten in den Bergen und in Santo Domingo. Noch bevor Domin als Lyrikerin bekannt wurde, zeigt sie sich hier als aufmerksame und scharfsinnige Erzählerin.

Die *Antillengeschichten*, die von der Begegnung europäischer und lateinamerikanischer Kultur berichten, werden in diesem Band erstmals und in ihrer ursprünglichen Zusammenstellung präsentiert.

Die künstlerischen Illustrationen von Ulrike Möltgen verleihen den Erzählungen über das Leben in der Dominikanischen Republik eine besondere Präsenz. Ein Nachwort der renommierten Literaturkritikerin Margarete von Schwarzkopf vervollständigt die Erstausgabe.

Die Autorin

Hilde Domin wurde 1909 in Köln geboren. Sie studierte Jura, Philosophie und Nationalökonomie. Ein Auslandsstudium führte sie und ihren späteren Mann 1932 nach Italien. Die Rückkehr nach Deutschland war ihr aufgrund ihrer jüdischen Herkunft nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten verstellt. 1939 floh das Paar zunächst nach England, dann weiter in die Dominikanische Republik. Hier arbeitete Domin als Übersetzerin und Architekturfotografin. Nach zweiundzwanzig Jahren im Exil kehrte sie 1954 nach Deutschland zurück. Bekannt unter ihrem dem Exilland entlehnten Autorennamen Domin, wurde sie zu einer der bedeutendsten deutschsprachigen Lyrikerinnen und erhielt zahlreiche Literaturpreise und Auszeichnungen für ihr Lebenswerk. Sie verstarb 2006 in Heidelberg. Ihre selbstgewählte Grabinschrift lautet: »Wir setzten den Fuß in die Luft /und sie trug«.

Hilde Domin *Antillengeschichten*

Illustriert von
Ulrike Möltgen

Herausgegeben von
Denise Reimann und Carla Swiderski

Mit einem Nachwort von
Margarete von Schwarzkopf

GOYA

Mit herzlichem Dank für die Mitarbeit an
Celia John und Constanze Albrecht

Der Abdruck der *Antillengeschichten* aus dem Nachlass von Hilde Domin erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Literaturarchivs Marbach und des S. Fischer Verlags. Wir danken namentlich der verlegerischen Geschäftsführerin Siv Bublitz und dem Lektor Sascha Michel, für die freundliche Zusammenarbeit.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.goyaverlag.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Verlag GOYA dazu entschieden, keine Plastikfolie zum Einschweißen der Bücher zu verwenden.



Originalausgabe 2022
GOYA Verlag © 2022 JUMBO Neue Medien & Verlag GmbH, Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung & Illustrationen: Ulrike Möltgen
Satz: Fabia Schubert
Gesetzt aus der Quadraat
Druck und Bindearbeiten: Livonia Print, Riga, Lettland
Printed in Latvia
ISBN 978-3-8337-4527-0

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Vitalias Huhn	19
Ich reise mit Vitalia	33
Der Froschfresser	51
Erdbeben	67
Frühmorgens, wenn der Puter kommt	85
Die Erscheinung	103
Nichts gegen Gogh	119
Und keine Kochbananen mehr	137
Nachwort	147
Editorische Notizen & Quellenverzeichnis	157

Vorwort

Bei einem Besuch im Deutschen Literaturarchiv Marbach stießen wir in Hilde Domins Nachlass auf die *Antillengeschichten*. Wir hatten uns beide intensiv mit Domins Schreiben auseinandergesetzt. Auch mit den Prosaschriften der berühmten Lyrikerin, ihrem Roman *Das zweite Paradies* sowie ihren Essays. Doch diese Geschichten waren uns nicht bekannt. Schnell fanden wir heraus, dass sie bisher nicht veröffentlicht wurden.

Ihre Entstehungszeit fiel in weltgeschichtlich und persönlich turbulente Jahre. Zwischen 1945 und 1948 war der Zweite Weltkrieg erst seit Kurzem vorüber. Hilde Domin (damals noch Hilde Palm, geb. Löwenstein) und ihr Mann Erwin Walter Palm lebten noch immer im dominikanischen Exil, wobei ihre Ehe zu der Zeit gerade eine erste Krise erlebte. Während Palm sich überwiegend in Ciudad Trujillo, dem heutigen Santo Domingo aufhielt, wo er seit 1941 eine Professur für Archäologie und Kunstgeschichte innehatte, verbrachte Domin viel Zeit im bergigen Norden der Insel. In Jarabacoa oder dem noch höher gelegenen Bergdorf Constanza wollte sie nicht nur dem Trubel der Großstadt entfliehen, sondern auch – so legen ihre Briefe nahe – ihrer Rolle »einer großartigen Sekretärin«, als die sie ihr Mann einmal bezeichnet hat.

Palm und Domin hatten sich 1931 in Heidelberg kennengelernt und ein Jahr später beschlossen, gemeinsam nach Italien zu ziehen. Hier wollte Palm seine archäologischen und kunsthistorischen Studien in unmittelbarer Umgebung eines reichen Anschauungsmaterials fortsetzen. Domin, die ihr Studium der Philosophie und Nationalökonomie ebenfalls in Rom und Florenz weiterführte und 1935 mit Auszeichnung abschloss, unterstützte Palm in seinen Forschungen, indem sie für ihn zeichnete und die gemeinsame Haushaltskasse mit ihren Einnahmen als Deutschlehrerin aufbesserte.

Nachdem Italien nach der Machtergreifung Hitlers zum Exil wurde, nur um durch die zunehmend faschistische Politik Benito Mussolinis bald selbst zur Bedrohung zu werden, gelang dem Paar die Reise nach England. Schließlich erreichten sie Santo Domingo in der Dominikanischen Republik, für die sie dank der Rassepolitik des Diktators Rafael Trujillo Molina, der sich vom Flüchtlingszustrom aus Europa die »Aufhellung« seines Landes erhoffte, im Sommer 1940 ein Visum bekommen hatten. Die zwiespältige Erfahrung des Exils, das zugleich die erzwungene Flucht und die Möglichkeit eines Neuanfangs bedeutet, ist in Domin's letzten Strophen des Gedichts »Herbstzeitlosen« eingefangen:

Für uns, die stets unterwegs sind
– lebenslängliche Reise,
wie zwischen Planeten –
nach einem neuen Beginn.

Für uns
stehen die Herbstzeitlosen auf
in den braunen Wiesen des Sommers,
und der Wald füllt sich
mit Brombeeren und Hagebutten –

Damit wir in den Spiegel sehen
und es lernen
unser Gesicht zu lesen,
in dem die Ankunft
sich langsam entblößt.

Nicht nur die Exilerfahrung war ambivalent, sondern auch Domin's Haltung gegenüber dem Exilland. Domin äußerte mehrfach ihre Liebe für die karibische Insel und ihre Bewohner*innen, genauso wie ihren Schrecken angesichts der Überwachung und Willkürherrschaft Trujillos. Ein politischer und kultureller Austausch in den Kreisen europäischer Einwanderer*innen wurde von der Regierung weitestgehend unterbunden.

Hatte Domin schon in Italien und London alle praktischen Angelegenheiten übernommen, um Palm sein berufliches Fortkommen zu ermöglichen, verfestigte sich diese Rollenaufteilung in Santo Domingo: Während ihr Mann sich schnell einen Ruf als Spezialist für Kolonialarchitektur erarbeitet und gleichzeitig seinen schriftstellerischen Ambitionen nachgeht, unterstützt Domin ihn so gut sie kann:

Abgesehen von der Haushaltung und aufopferungsvollen Fürsorge recherchiert sie für ihn in Archiven und Bibliotheken, transkribiert und übersetzt seine wissenschaftlichen Arbeiten ins Spanische, besorgt die Entwicklung der Fotografien, die Palm ihr von seinen Forschungsreisen zuschickt, gibt Deutsch- und Lateinkurse, um zur Sicherung des gemeinsamen Lebensunterhalts beizutragen, und bemüht sich fortwährend um die öffentliche Anerkennung ihres Mannes, etwa indem sie den Überblick über Publikationsmöglichkeiten und hilfreiche Kontakte behält.

In den Bergdörfern Jarabacoa und Constanza hingegen weht ein etwas anderer Wind. Wenn Domin regelmäßig im August oder September eines Jahres in den Norden der Insel zieht, setzt sie ihre Arbeiten für Palm dort zwar geflissentlich fort; in der Abgeschlossenheit und Distanz zum Großstadt- und Eheleben – denn Palm ist nur unregelmäßig mit von der Partie – findet sie jedoch selbst zum Schreiben. »Liebster, liebster Affenkopf! Endlich hab ich begonnen zu schreiben. Ich weiß noch nicht, ob es sehr gut wird, aber ich bin zufrieden, dass wenigstens ein Anfang da ist.« Zurückhaltend, aber unverkennbar euphorisch klingt Domin, als sie Palm im Herbst 1946 von ihren ersten eigenständigen literarischen Versuchen berichtet. Wenig später hat sie einen Zyklus aus acht Erzählungen zusammen, die sie unter dem Pseudonym Denise Brühl zu veröffentlichen sucht.

Trotz ihrer Bemühungen – ja sogar einer Übertragung der Erzählungen ins Englische unter dem Titel *Guanabana-*

Stories – konnte die damals noch unbekannte Autorin während der Kriegsjahre keinen Verlag für die *Antillengeschichten* finden. Diese Erfahrung machten viele der ins Exil geflohenen Schriftsteller*innen, da ihnen der Zugang zu einer deutschsprachigen Öffentlichkeit und Leserschaft fehlte. Ein Debüt erhöhte die Chance auf eine Veröffentlichung sicherlich nicht.

In diesen frühen Geschichten berichtet Hilde Domin autofiktional von ihren Erfahrungen im karibischen Exil. Sie erzählt von den alltäglichen, oft unerhörten Begebenheiten ihres Lebens in den Bergen und in Santo Domingo. Der Krieg, die Verfolgung und die erzwungene Flucht aus Europa sind als Themen weniger präsent. Sie rücken in der Konzentration auf die karibische Lebensrealität in den Hintergrund. Zentrales Motiv ist die Begegnung europäischer und lateinamerikanischer Kultur.

Es treten menschliche und tierliche Charaktere auf, mit denen das Paar auch im realen Leben Umgang pflegt: ein freundlicher, zugleich rücksichtsloser Nachbar, neu gewonnene Freundinnen, eine findige Köchin, wechselnde Haushälterinnen und deren Familien, ein skandinavischer Forscher, Hühner, singende Puter, zugelaufene Kater und einige mehr.

Wenn Domin in ihren Briefen an Palm auf die »neusten kleinen Comödien« zu sprechen kommt, von denen sie ihrem Mann noch berichten müsse, dann geben jene anekdotischen Mitteilungen nicht selten den Stoff für spätere

Ausarbeitungen zu Geschichten ab. So etwa, wenn sie im eingangs erwähnten Brief von ihrer »alte[n] Freundin Da. Isabel« erzählt, die bestens damit fuhr, die regelmäßigen Erdstöße, die Jarabacoa 1946 besonders heftig heimsuchten, mit stoischem Gottvertrauen zu ignorieren. Oder wenn sie über ihre eigensinnige Köchin Vitalia klagt.

Es sind Geschichten, die ein anderes Licht auf die »Dichterin der Rückkehr« werfen. Zum einen, weil das Schreiben offenbar weitaus früher und tastender eingesetzt hat, als lange angenommen, und zum anderen, weil hier von ganz alltäglichen Exilerfahrungen die Rede ist, die nicht in der Rückschau, sondern während des Lebens vor Ort niedergeschrieben wurden.

Interkulturelle Begegnungen und Konflikte, auch Vorurteile werden durch die Erzählerfigur selbst veranschaulicht und gleichzeitig ins Absurde überführt. So wird etwa in Vitalias Huhn zunächst das Selbstbild westlicher Rationalität durch die Abgrenzung vom Magiegllauben der karibischen Inselbevölkerung stabilisiert. Nur um anschließend durch die irrationale Furcht der Europäer*innen vor dem vermeintlichen Zauber die eigene Anfälligkeit für Aberglauben und die Angst vor dem Unbekannten humorvoll auf die Schippe zu nehmen.

Wie prägend die Exiljahre für Domin waren, lässt die spätere Wahl ihres Autorennamen erahnen, der an das amtliche Kürzel von Santo Domingo angelehnt ist. So heißt es in ihrem Gedicht »Landen dürfen«

Ich nannte mich
ich selber rief mich
mit dem Namen einer Insel.

Auch verließen Domin und Palm die Dominikanische Republik nicht sofort nach Kriegsende, wie die letzte Erzählung des Bands vielleicht vermuten lassen könnte. Erst nach zweiundzwanzig Jahren im Exil wagten sie 1954 die Rückkehr nach Deutschland.

Nachdem Domin sich als Lyrikerin etabliert hatte, veröffentlichte sie nur einzelne der frühen Geschichten in Zeitungen oder Sammelbänden. So erschien eine Fassung von »Die Hexe Vitalia und das bedauernswerte Huhn« unter dem Pseudonym Denise Brühl 1959 in der *Welt*. Die Erzählung »Und keine Kochbananen mehr« fand ihren Weg in *Von der Natur nicht vorgesehen. Autobiografisches* (Piper 1981). Und der Kater Gogh, der in »Nichts gegen Gogh« eingeführt wird, begegnet einem in anderen Schriftstücken Domins wieder.

In seiner ursprünglichen Konzeption wurde der Erzählband bis heute nicht verlegt. Viele Erzählungen sind gänzlich unbekannt. Dies mag unter anderem daran liegen, dass das Thema Exil in der mit sich selbst beschäftigten Nachkriegsgesellschaft keine große Resonanz hatte. Und wenn es gestreift wurde, war der Blick auf die Exilierten nicht unbedingt ein freundlicher.

Mehr Anklang fand Domins Auseinandersetzung mit einem möglichen Neuanfang. Sie zeigte sich versöhnungs-

bereit unter der Voraussetzung, dass die Verbrechen gegen die Menschlichkeit nicht vergessen werden. Sie diskutierte die demokratischen Grundrechte sowie Pflichten und setzte sich aktiv gegen den neu aufkeimenden Rechtsradikalismus in der Bundesrepublik ein.

Für ihre Lyrik und ihr großes gesellschaftspolitisches Engagement ist Domin vielfach ausgezeichnet worden. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass Domin lange Zeit vorwiegend als »Dichterin der Rückkehr« betrachtet wurde, wie Hans-Georg Gadamer es bei der Verleihung des Meersburger Droste-Preises 1971 prägnant fasste. Erst nach und nach wurde sie daneben auch vermehrt als Dichterin des Exils, oder wie Ruth Klüger es formulierte, »Dichterin vieler Exile« wahrgenommen.

Dieser Band erscheint nun neunzig Jahre nach der Emigration von Domin und über siebzig Jahre nach Entstehen der *Antillengeschichten*. Diese ersten literarischen Schritte zeigen eine noch unbekannte Facette von Domin als Erzählerin des Exils. Sie liegen noch vor der viel zitierten zweiten Geburt Domins – wie sie selbst ihre Entwicklung zur Autorin nennt –, die sie in ihren autobiografischen Notizen auf das Jahr 1951 datiert.

Domins frühe Prosatexte sind Zeugnisse einer jungen, aufstrebenden Schriftstellerin, die sich bereits hier auf eine kurze Form konzentriert, sich jedoch noch nicht der verdichteten Sprache und komprimierten Form der Lyrik verschrieben hat. Zugleich zeigen sie, dass die Begegnung zwischen

den Kulturen sowohl heitere und skurrile Situationen hervorbringt als auch von Vorurteilen gegenüber dem Unbekannten begleitet wird. Diese Ambivalenz macht die Geschichten zu einem besonderen Dokument der Exilerfahrungen.

Genau und scharfsinnige Beschreibungen des Erlebten gehen mit einer erzählerischen Unbekümmertheit einher, die einen manchmal fast kindlichen Blick auf die Welt zulässt. Dahinter scheint eine große Neugier und Offenheit gegenüber dem Unbekannten und Andersartigen auf, ohne von einer interessierten, zugeneigten Grundhaltung abzuweichen. Die Erzählungen zeichnen sich durch eine präzise Beobachtung und ein humorvolles Staunen aus. Sie lassen sich als lebensdurstige Annäherungen an die vielstimmige Wirklichkeit lesen.

Denise Reimann und Carla Swiderski



Vitalias Huhn

Alle waren dagegen, dass ich Vitalia immer wieder anstellte. Zumal ich für gewöhnlich über die Sommerferien ein abgelegenes Bauernhaus hoch in der Sierra mietete, wo sie dann monatelang meine einzige Gesellschaft war. Unsere Freunde unten in der Stadt, die Vitalia nur aus meinen Erzählungen kannten, schüttelten ungläubig den Kopf und sagten: »Doña Hilde, wie können Sie nur eine solche Person zur Köchin nehmen?« Unsere Freunde im Dorf, die sie ja aus der Nähe kannten, führten schwerwiegendere Gründe gegen sie an. Dass sie neuerlich in die Calle de los Sentados gezogen war, »Die Straße der Sitzenden«, eine Hüttenzeile am oberen Dorfrand, in der – wie schon der Name sagt – nicht gerade der agilste Teil der Bevölkerung wohnte, war noch das Wenigste.

Kaum war ich im Dorf angekommen, da nahm mich meine dicke Freundin Mercedes, die Wirtin des kleinen Hotels, in dem ich für gewöhnlich die erste Nacht verbrachte, beiseite und machte mir Vorwürfe, weil »meine« Vitalia, die sie im Vertrauen auf mich gleich nach unserer Abreise im vorigen Herbst angestellt hatte, ihre Gäste gründlich bestohlen habe.

»Hätte ich sie nicht hinausgeworfen, sie hätte mir das ganze Haus ausgeräumt«, beschwerte sie sich.

Ich konnte nur sagen, dass ich mich nicht über etwas Derartiges zu beklagen hatte. Zwar war mir bewusst, dass Vitalia von einer nicht alltäglichen Findigkeit war, und ich stellte dies in Rechnung, genauso wie wenn einer weiß, dass er eine sehr lebhaft Katze im Hause hat. Aber im Großen und Ganzen ist mir diese Eigenschaft meiner Köchin eher zugekommen. Wir pflegten zu sagen: Im schlimmsten der Fälle kocht Vitalia ein Essen auf der bloßen Hand. Ein paar alte Konservenbüchsen genügten ihr, um wahre Kochwunder zu vollbringen. In die »Straße der Sitzenden« gehörte sie temperamentmäßig jedenfalls nicht. Ganz im Gegenteil, ihrer Regsamkeit war es zu verdanken, wenn wir stets gut versorgt waren in einem Dorf, in dem es weder einen Markt noch Geschäfte gab und die Versorgung dem Zufall überlassen blieb. Vitalia fand immer noch bei irgendeinem Bauern einen Salatkopf oder ein Huhn, wenn andere Köchinnen mit leeren Händen nach Hause kamen. Sie hat eben eine natürliche Gabe, die Dinge auf sich zukommen zu lassen. Und ein Leben in äußerster Armut hat ihr den Blick geschärft für alles, was eine gegebene Lage zu verbessern vermag.

In diesem Sinne war allerdings jeder Gegenstand in dem Haus, in dem sie arbeitete, eine mögliche Verbesserung ihres eigenen, sehr fragmentarischen Haushalts. Trotzdem hatten Vitalia und ich nie Schwierigkeiten miteinander. Unser Ferienhaushalt bestand nur aus dem Unentbehrlichsten und bot somit ein klar übersehbares Panorama. Allabendlich versammelten wir meine Messer, Gabeln und so fort



in einer Art militärischem Appell, und alle kamen immer pünktlich. Nie habe ich einen so peinlich geordneten Haushalt geführt, wie als ich Vitalias Talente Front machen musste.

In diesem Sommer sollte allerdings meine Freundschaft mit Vitalia auf eine starke Probe gestellt werden. Der Anlass dazu war ein Huhn, das sie sich angeschafft hatte und das darauf bestand, morgens um fünf sein Ei unter meinem Bett zu legen. Ich hatte Vitalia ausdrücklich verboten, das Huhn im Haus zu halten. Schließlich musste sie verstehen, dass ich nicht so weit vom Dorf weggezogen war, damit ihr Huhn morgens um fünf unter meinem Bett ein Ei legte.

Denn die Hühner in den Tropen haben nun einmal die fatale Neigung, es sich unter dem Fußboden bequem zu machen, in dem windgeschützten Dunkel, das dadurch entsteht, dass das Haus auf kleinen Stelzen ruht (täte es das nicht, die Dielen würden gleich vermodern). So aber hat man ungeladene Gäste unter sich, Schlangen, Ratten, oder eben Vitalias Huhn. Ganz abgesehen davon, dass auch Vitalia selbst sich gelegentlich des schummerigen Raums bediente, um dort kleinere Haushaltsgegenstände unterzubringen – in einer Art Quarantänestation zwischen Mein und Dein, von wo sie auf beinahe natürliche Weise wieder hervorkommen konnten, falls der Eigentümer rechtzeitig nach ihnen verlangte. Ich habe ja schon erwähnt, dass Haushalten mit Vitalia für mich eine strenge Erziehung zur Ordnung war und dass ich mir angewöhnt hatte, meine Dinge laut und

deutlich bei ihrem Namen zu rufen. Sonst wären sie gewiss mehr als einmal schweigsam dort liegen geblieben. Das Eierlegen dagegen ist, in den Tropen wie anderwärts, ein Geschäft laut geäußelter Selbstzufriedenheit – nur dass nicht jedes Huhn über einen so guten Resonanzboden verfügt.

Im Übrigen hätte ein Einheimischer kaum etwas dagegen einzuwenden gehabt. Das Hühnervolk ist auf den Antillen Gegenstand besonderer Zärtlichkeit, wenn es auch nachts, statt in einem ordentlichen Stall, auf den Rizinusbäumen schlafen muss, die meist gleich hinter der Latrine wachsen. Niemanden stört es, dass der große Tropenmond die Hähne weckt, die sich die ganze Nacht lang, oft über Kilometer hinweg, etwas zurufen, bis das Dorf unter einer klingenden Glocke aus Mondlicht und Hahnenschreien liegt.

Ich habe eine Freundin in Havanna, eine elegante Frau mit einer modernen, luftgekühlten Etagenwohnung, die hat sich sogar von ihrem Mann am Hochzeitstag einen Hahn schenken lassen und hält ihn auf dem Balkon vor ihrem Schlafzimmer. So wie man bei uns eine Kuckucksuhr halten mag. Wenn der Hahn nicht ruft, ist es nicht richtig Nacht für sie. Als ich fragte, ob sich die Nachbarn nicht beschwert hätten, war sie ganz verwundert. Wie sollten sie auch, in einer Gegend, wo *qué gallo!*, »Welch ein Hahn!«, das höchste Lob für den Mann ist – sei er ein Diktator, ein Baseballspieler oder der Millionärinnenjäger Rubirosa – und wo die Eckensteher mittags den Mädchen zärtlich nachriefen: »Seht sie nur an! Was für ein Huhn!«

Wäre es daher das Huhn einer Nachbarin gewesen, das es sich unter meinem Schlafzimmer bequem gemacht hatte, so wäre eine Beschwerde von mir auf wenig Verständnis gestoßen. Ja, wenn ich darauf bestanden hätte, wäre es leicht zu einem Kriegsgrund geworden. Aber Vitalia ist ja nicht meine Nachbarin, sondern meine Köchin. Daher konnte ich geradeheraus zu ihr sagen: »Vitalia, ich will morgens schlafen. Dein Huhn stört mich. Schaff es woandershin«, und den Fall als erledigt betrachten.

In der Tat, der nächste Morgen nach dieser Aussprache verlief ungestört. Als ich aufwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und man hörte nur das Zirpen der Zikaden und bisweilen den raschen Hufschlag eines Indianerpferdchens auf der Landstraße. Danach vergaß ich das Huhn.

Ein paar Tage später – ich lag auf der Terrasse vor dem Haus in meiner Hängematte aus roten und grünen Agavenstricken – hörte ich kleine, leichte Schritte im Zimmer, ein regelmäßiges Tappen auf dem Holzboden, das näher kam. Und da erschien auch schon das Huhn in der Zimmertür. Vitalias Huhn – nur sich selber gleich. Unvergesslich. Es war eine kleine, aber doch sehr schwere Zwerghenne, mit so kurzen Beinen, dass die Füße kaum unter dem schwarzen Gefieder hervorsahen. Dafür war der Hals umso länger, fast wie bei einem Truthahn, dazu so knallrot und nackt, als wäre er frisch gerupft. (Man hat mir später gesagt, es habe sich um eine sogenannte Geierhenne gehandelt.) Was die

Federn angeht, so war jede einzelne gestäubt und in eine Art widerborstigen Kringel gerollt, sodass man versucht war, das Tier zunächst einmal glatt zu bürsten.

Das also war Vitalias Huhn. Meine erste Regung, als ich seinen roten Hals sah, war Ärger, dass es noch immer da war. Denn an seine unglückliche Erscheinung war ich bereits gewöhnt. Aber als es nun auf die Terrasse kam und auf ihr herumpickte, war etwas so Merkwürdiges und geradezu Unheimliches an dem Tier, dass mir der Ärger zerlief. Ich starrte wie gebannt auf das Huhn. Plötzlich wurde mir klar, was daran so unnatürlich war: Es gackerte – sein Schnabel ging auf und zu –, aber es brachte keinen Laut hervor. Vor Schreck fiel ich fast aus der Hängematte, als ich aufsprang und um das Haus herum in die Küche lief, um Vitalia zur Rede zu stellen.

Vitalia war ganz gekränkt. »Aber, Señora«, sagte sie, »mein Huhn hat sie doch gestört. Da hab ich es eben stumm gemacht.«

Ich sah in Gedanken schon, wie Vitalia dem armen Vogel die Zunge herausschnitt, und mir wurde übel. Alle Schauer geschichten, die ich je von Hexen, Messern und herausgeschnittenen Zungen gelesen hatte, stiegen vor meinem inneren Auge hoch. Klemens war wenige Tage zuvor in die Stadt gefahren, und ich war allein mit Vitalia und dem verstümmelten Huhn. Völlig allein. Auf zwei Kilometern Umfeld nichts als Weideland. Mit so viel Gleichmut, wie ich aufbringen konnte, sah ich in Vitalias ledernes, dunkel ge-

schminktes Gesicht. Ein Gesicht, dem man wirklich allerlei zutrauen konnte. Ich sah sie also streng an und erkundigte mich so sachlich wie möglich nach den Einzelheiten der abscheulichen Operation. Jedoch lehnte Vitalia es entrüstet ab, das Huhn verletzt zu haben. »Aber, Señora«, sagte sie wieder, »ich wollte es doch so gerne hierbehalten, der Eier wegen. Zwerghennen sind so gute Leger. Und damit es Sie nicht stört, habe ich eben ein altes Rezept benutzt, das ich von meiner Mutter habe. Es ist ein ganz einfaches weißes Pulver. Wer es nimmt, verliert die Stimme.«

Ihre schwarzen Augen blickten mich flackernd und etwas schuldbewusst an, während ich ihr ungläubig und mit wachsendem Misstrauen zuhörte. Es konnte ihr nicht entgehen, dass meine Zuneigung zu ihr einen wirklichen Stoß erlitten hatte. Hastig fuhr sie fort: »Sie glauben mir nicht? Ich bin bereit, es Ihnen zu beweisen, Doña Dionisia. Wollen wir das Pulver einem Hund geben? Oder möchten Sie, dass ich es an den beiden Eseln ausprobiere, die nebenan auf der Wiese grasen? Sie werden sehen, den Tieren passiert nichts. Es ist ein völlig schmerzloses Mittel.«

Ich kann nicht behaupten, dass mich ihr Angebot getröstet hätte. Mit einer Handbewegung nahm ich die Redefreiheit meiner langohrigen Nachbarn in Schutz.

Während dieses Verhörs hatte das Huhn seinen scheußlich nackten Hals in die Küchentür hineingestreckt und pickte nun emsig die Körner auf, die seine Herrin ihm hinwarf, um mir zu beweisen, wie gesund und gut bei Appetit es war.

»Wie stellst du denn das weiße Pulver her?«, fragte ich. Doch es war viel einfacher. Vitalia kaufte es schlichtweg in der Apotheke. Sie erinnerte sich nicht an den Namen des Pulvers. Er stand auf einem Zettelchen, das sie in dem geheimnisvollen *Buch der Natur* aufbewahrte, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte. (»Eine viel weisere Frau als ich. Sie wusste wirklich mancherlei.«) Auf jeden Fall schien der Apotheker keine Rechenschaft über die Wunderkraft des Pulvers zu geben, das er zu irgendeinem ganz alltäglichen Zweck verkaufte.

»Funktioniert es auch bei Menschen?«, war meine nächste Frage. Vitalia wurde es sichtlich ungemütlich. Sie protestierte aufgeregt: Sie sei eine gute Frau. Sie habe nie jemandem Schaden zugefügt. War sie nicht erst kürzlich spätabends bei strömendem Regen die dunkle Landstraße hinab ins Dorf gelaufen, um mir meine Medizin zu holen?

Ungeachtet dieser Beteuerungen ihres guten Charakters konnte ich es nicht lassen, sie weiter zu fragen, bis sie schließlich zugab – und dabei lächelte sie ein wahres Hexenlächeln –, dass wirklich einmal ein Nachbar eine kleine Dosis genommen hatte. »Aus Irrtum, versteht sich. Er hielt es für Magnesia.« Ein halbes Jahr lang konnte er nicht sprechen, bis seine Stimme allmählich zurückgekommen sei.

Trotz dieses fragwürdigen Geständnisses brachte es Vitalia doch irgendwie fertig, mich zu beruhigen oder zumindest meinen Glauben an ihre Ergebenheit wieder zu festigen, und



ich ging am Abend jenes Tages mit sehr geteilten Gefühlen zu Bett. Halb war ich entsetzt über ihre bösen Künste, halb war ich entzückt darüber, wie es schien, eine wirkliche Hexe in meinem Dienst zu haben. Auf jeden Fall, und damit tröstete ich mich, hatte sie bisher keine übermenschlichen Dimensionen angenommen, nicht so wie der Flaschenteufel, als er erst einmal aus der Flasche befreit war, und ich konnte sie entlassen, wann immer ich wollte, genau wie jede andere Köchin auch.

Am nächsten Nachmittag gingen zufällig Bekannte auf der Landstraße an unserem Haus vorbei: ein französischer Arzt mit seiner Frau, die für ein paar Tage zur Erholung in dem kleinen Hotel im Dorf verbrachten. Kaum sah ich sie, so lud ich sie ein, mit mir auf meiner Terrasse Kaffee zu trinken. Vitalia macht einen besonders guten Kaffee. Von ihr habe ich den Trick gelernt, eine Prise Zimt daraufzustreuen. Während sie den Kaffee zubereitete, beeilte ich mich, meinen Gästen das stumme Huhn vorzustellen und ihnen die Geschichte von dem weißen Pulver zu erzählen. Insgeheim hoffte ich dabei natürlich, sie würden mich und meine Leichtgläubigkeit auslachen. Es hätte mich doch beruhigt. Vorsichtig, zwischen Ernst und Scherz, erkundigte ich mich bei dem Arzt, ob er zufällig ein Pulver kenne, das die Stimmbänder zerstörte, ohne andere Organe zu beschädigen.

Aber meine Bekannten sahen mit unverhohlenem Entsetzen auf den gefiederten Beweis der geheimen Kräfte meiner Köchin. Und kaum kam Vitalia auf die Terrasse, das

Tablett mit den Kaffeetassen in den Händen, barfüßig und ehrerbietig, wie es die Landbevölkerung dort den Fremden gegenüber ist, da sprangen beide von den Schaukelstühlen auf und wiesen empört ihren Kaffee zurück. Nein, sie ließen mir gegenüber nicht den kleinsten Zweifel darüber, dass sie keine Lust hatten, sich von einer Hexe bewirten zu lassen. Und im Übrigen waren sie fest entschlossen, auch in Zukunft nie wieder etwas bei mir zu essen oder zu trinken. Im Dorf nicht und auch in der Stadt nicht. Wie konnte ich eine Person wie Vitalia auch nur eine Nacht länger im Hause behalten? Noch dazu, wo ich ganz alleine mit ihr war und so abgelegen wohnte? Vielleicht bildete ich es mir nur ein, aber es kam mir so vor – und ich fühlte, wie ich ganz rot wurde dabei –, als ob sie auch mich mit Misstrauen betrachteten. Zumindest verabschiedeten sie sich in einer geradezu unhöflichen Eile.

Ich schämte mich für uns Europäer. Darf die Vernunft vor einem stumm klappernden Hühnerschnabel derart die Flucht ergreifen? Ich beschloss, Vitalia zu behalten. Ich habe es nicht bereut. Ein paar Tage später hatten wir allerdings eine jener unbedeutenden Meinungsverschiedenheiten über den Preis gewisser Einkäufe, wie sie sich überall bisweilen mit Köchinnen ergeben. Vitalia widerstand manchmal nicht der Versuchung, zu mogeln. Und als wir uns dann des Abends nicht gerade sehr herzlich getrennt hatten, wachte ich mitten in der Nacht mit Unbehagen auf. Es kratzte mich seltsam im Hals, und ich konnte einfach nicht wieder

einschlafen, ehe ich meine Stimme laut ausprobierte. Ich sprach noch völlig normal.

Da wusste ich, wie glücklich Odysseus gewesen sein musste, als er, während Circe schlief, sich heimlich die Wade abtastete und sie noch glatt und frei von Schweineborsten fand.